

II. Steckt die Germanistik in der Romantik fest?

Die Hauptpunkte, um welche die heutigen methodologischen und ideologischen Auseinandersetzungen kreisen, können fast immer direkt auf das romantische Erbe zurückgeführt werden.¹

Wie wollen wir damit umgehen, dass uns die Romantik nicht loslässt, dass sie uns weiter begleitet und weiterhin prägt? Wie wollen wir die unterschiedlichen Gespräche über die Romantik führen und vielleicht auch miteinander verknüpfen? Wie wollen wir uns einerseits zur ›eigentlichen‹ und andererseits auch zur ›populären‹ Romantik verhalten? Dieses Buch sucht keine umfassenden Antworten auf diese Fragen, auch keine endgültigen Antworten. Die Themen, die wir diskutieren, und die Fragen, die wir aufwerfen, haben aber viel mit den Gesprächen zu tun, die schon seit Langem und heute immer noch über die Romantik geführt werden. Uns geht es dabei aber insbesondere um einen ganz speziellen Bereich dieser Gespräche, nämlich um denjenigen Teil der Germanistik, der für die Beschäftigung mit mittelalterlichen Texten in deutscher Sprache zuständig ist. Wir möchten besser verstehen, wie sich die Romantik auf das Gespräch ausgewirkt hat, das in diesem Teil der Germanistik über mittelalterliche Texte geführt wurde und bis heute noch geführt wird.

1 Paul de Man: Wordsworth und Hölderlin, S. 1141.

Der bereits erwähnte Stefan Matuschek hat in seinem *Zeit*-Artikel schon darauf hingewiesen, dass die Germanistik als ein neues Fach an den Universitäten in mancherlei Hinsicht eine romantische Erfindung ist. Eine wichtige Rolle spielte dabei das romantische Interesse am Mittelalter und dieses Interesse richtete sich eben auch auf die mittelalterlichen Erzählungen und Romane, also auf das, was wir gewohnt sind, ›Literatur‹ zu nennen. Deshalb ist die Germanistik *auch* eine romantische Wissenschaft – zumindest in ihren Anfängen. Dieses romantische Erbe der Mittelaltergermanistik wurde und wird seit den Anfängen im frühen 19. Jahrhundert auf vielfältige Art und Weise bewahrt und verändert, zurückgedrängt und wieder aufgegriffen, transformiert und diskutiert. Über diese Prozesse wollen wir in diesem Buch nachdenken und auch darüber, wie eine Mittelaltergermanistik nach der Romantik aussehen könnte.

Um unserem Vorhaben einen Namen zu geben, um daraus ein Projekt zu machen, haben wir angefangen, von einer ›postromantischen Mittelaltergermanistik‹ zu sprechen. Der Begriff scheint uns hilfreich zu sein, auch wenn wir uns nicht immer auf diejenigen Formen von Romantik beziehen, über die man sich etwa in einem Einführungsbuch zur ›eigentlichen‹ Romantik informieren kann. Mitunter greifen wir nämlich auch das auf, was im ›populären‹ Gespräch unter dem Romantischen verstanden wird. Außerdem hat die Vorsilbe ›post‹ nicht nur eine einzige konkrete Bedeutung, sondern kann in diesem Buch unterschiedliche Betonungen annehmen. Einerseits meint das ›post‹ in ›Postromantik‹ ein zeitliches ›nach‹. Zugleich meint dieses ›post‹ aber auch ein ›darüber hinaus‹, so wie die sogenannte Postmoderne nicht nur ihren zeitlichen Ort ›nach‹ der Moderne hat, sondern auch über die Moderne hinausgehen und etwas Neues und Neuartiges sein möchte. Wenn wir darüber nachdenken, wie eine postromantische Mittelaltergermanistik aussehen könnte, dann fragen wir also nicht nur, was nach der Romantik kommt. Wir fragen auch, wie man über die Romantik hinauskommen kann – und im Lauf der Arbeit an diesem Buch haben wir auch gelernt, dass man manchmal auf die Romantik zurückgreifen muss, um die Romantik zu überwinden. Die Romantik,

sie hört einfach nicht auf, und so stehen wir oft diesseits *und* jenseits der Romantik.

Die Mittelaltergermanistik

Der Teil der Germanistik, um den es uns geht, die Mittelaltergermanistik (auch Germanistische Mediävistik genannt), steht nur ab und an im Licht der Öffentlichkeit. Das, was wir gemeinhin Mittelalter nennen, mag heutzutage in verschiedener Hinsicht und aus verschiedenen Gründen durchaus populär sein, die zugehörige Literaturwissenschaft ist es eher weniger. Das könnte auch ein wenig damit zusammenhängen, dass sich die Mittelaltergermanistik für aktuelle, populäre Formen des Umgangs mit dem Mittelalter kaum interessiert – wir werden auf diesen Umstand noch in einem Kapitel eigens zu sprechen kommen. Es mag aber auch damit zusammenhängen, dass mittelalterliche deutschsprachige Erzählungen einer breiteren Öffentlichkeit oft nur dem Namen nach bekannt sind. Natürlich »kennen« viele, vielleicht die meisten, das *Nibelungenlied*; sicherlich hat man von Tristan und Isolde schon gehört – und Freunde von Wagner-Opern sind sowieso im Vorteil, hat doch Wagner immer wieder mittelalterliche Stoffe auf die Opernbühne geholt. Möglicherweise »kennt« man auch noch Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, den Verfasser des *Parzival*, aber gelesen wird dieser Roman außerhalb der Universitäten wohl eher selten.

Auch in den Schulbüchern sind die Lyrik und die Erzählungen des Mittelalters heutzutage weitgehend abwesend. Dass das einst anders war, ist freilich Teil des Problems, denn die Überfülle an mittelalterlichen Texten in den Lese- und Schulbüchern noch der 1950er- und 1960er-Jahre war einer der Gründe, warum man diese Texte seit den 1960er-Jahren ziemlich radikal aus den Schulbüchern und Lehrplänen gestrichen hat. Zwar hat die Mittelaltergermanistik viele Anstrengungen unternommen, um für die mittelalterlichen Texte zu werben, denen sie sich widmet, der Erfolg scheint aber überschaubar zu sein. (Und es ist vielleicht auch gar keine gute Idee, die Texte des eigenen Fachs so super gut zu finden, dass man glaubt, dafür werben zu müssen. Auch

auf dieses Problem einer starken Identifikation mit mittelalterlichen Texten kommen wir noch zurück.) Ein Grund, warum wir dieses Buch geschrieben haben, besteht auch darin, besser verstehen zu wollen, wie sich das Verhältnis entwickelt hat zwischen der Mittelaltergermanistik, den deutschsprachigen Texten des Mittelalters und einer breiteren Öffentlichkeit. Es handelt sich, so viel können wir hier bereits verraten, um ein kompliziertes und durchaus schwieriges Verhältnis.

Die Geschichte dieses Verhältnisses ist schon an und für sich spannend. Die Germanistik hat nämlich als das, was man früher ›Nationalphilologie‹ nannte, eine wichtige Rolle gespielt für das kulturelle Selbstverständnis des deutschsprachigen Raums und der verschiedenen Nationalstaaten, die in den letzten rund zweihundert Jahren in diesem Raum Bestand hatten und zum Teil noch haben. Den etwas sperrigen Begriff ›Philologie‹ übersetzt man gerne mit ›Liebe zum Wort‹; damit ist aber wenig gesagt und noch weniger erklärt. Philologie ist im 19. Jahrhundert auch eine akademische Lebensform, bei der sich vielleicht nicht alles, aber doch vieles um die Edition dreht, um das Herausgeben von Texten, die oft aus lange vergangenen Jahrhunderten stammen. Der Philologe nimmt sich dieser Editionen an und erarbeitet sie mit großer Mühe und mit einem Fleiß, der oft bis heute beeindruckt. Was die Philologen allerdings nicht so sehr interessiert hat, sind all die Formen der Annäherung an Texte, die für die Literatur- und Kulturwissenschaften seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts relevant geworden sind. Deshalb kann auch bis heute die Selbstbezeichnung als Philologe oder Philologin dazu genutzt werden, um zum Ausdruck zu bringen, dass man mit dem, was man Kulturwissenschaften nennt, nichts zu tun haben möchte.

Als ›Nationalphilologie‹ war die Germanistik nicht nur zuständig für die großen Autoren (und deshalb auch für zuverlässige Textausgaben), für die Beschäftigung mit Nachlässen sowie für Interpretationen, Biografien und Literaturgeschichten. Die Germanistik war auch zuständig für die Erforschung der deutschen Sprache und ihrer Dialekte, noch bevor sich ein Teil der deutschsprachigen Länder im Jahr 1871 zu einem Kaiserreich unter preußischer Führung vereinigte. Zwar wurde in diesem Kaiserreich nicht nur Deutsch gesprochen, sondern auch

Jiddisch, Polnisch, Tschechisch, Sorbisch, Französisch, Niederländisch, Dänisch und so weiter; aber die im 19. Jahrhundert immer stärker werdende Gleichsetzung von *einer* Nation mit *einer* Sprache hat auch die Germanistik geprägt, die sich zunächst für den gesamten germanischen Raum zuständig gefühlt hat (also etwa auch für das Englische und für die skandinavischen Sprachen). Die Konzentration der Germanistik auf das Deutsche und die deutschsprachige Literatur ist eng mit der Nationenbildung und dem Nationalismus verknüpft. Das betrifft übrigens nicht nur die sprach- und literaturwissenschaftliche Germanistik, die wir heute mit dem Begriff verbinden. Die Einladung zur ersten Germanistenversammlung im Jahr 1846 richtet sich weitgefasst an »Männer, die sich der Pflege des deutschen Rechts, deutscher Geschichte und deutscher Sprache ergeben«. ²

Zuständig war die Germanistik auch für die Rekonstruktion – manchmal auch die Konstruktion – einer nationalen Vergangenheit; und vorwerfen lassen muss sich die Germanistik, dass in den 1930er- und 1940er-Jahren viele ihrer (in aller Regel männlichen) Vertreter ihr Fach und seine Gegenstände dann auch in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt haben. Wenn wir im Verlauf dieses Buchs im positiven Sinn von der Mittelaltergermanistik als einer ›Gegenwartswissenschaft‹ sprechen – also von einer Wissenschaft, deren Beschäftigung mit der Vergangenheit aus der Gegenwart heraus und für die Gegenwart stattfindet –, dann dürfen wir dabei nicht vergessen, dass die Germanistik auch während des Nationalsozialismus in mancherlei Hinsicht eine Wissenschaft im Dienst der damaligen Gegenwart war. Zu diesem Zustand wollen wir natürlich nicht zurück. Deshalb müssen wir dieses Problem im Blick behalten und überlegen, was genau daran romantisch ist, wenn sich Vergangenheit und Gegenwart überschneiden und treffen und miteinander in Austausch treten.

In der Nachkriegszeit hat dann die Literatur in vielerlei Hinsicht Beiträge geleistet zur kulturellen und gesellschaftlichen Transformation der noch jungen Bundesrepublik und der Republik Österreich. Die Germanistik hat allerdings, wohl auch wegen einer großen personellen

2 Zitiert nach Christian Lück: Die Deutschen und das Recht, S. 15.

Kontinuität, ein wenig gebraucht, um mit der Gegenwartsliteratur Schritt zu halten. Die starke Position der Mittelaltergermanistik noch in den 1960er-Jahren hat zu dieser Verzögerung sicherlich beigetragen, denn nicht ohne Grund plädierten die Studierenden der 1960er-Jahre für eine stärkere Beschäftigung mit der jüngeren Literatur – was im Umkehrschluss hieß: Sie plädierten für weniger Mittelaltergermanistik (auch darauf kommen wir noch zurück). Immerhin kann man festhalten, dass die Germanistik in den 1960er-Jahren in der Bundesrepublik ein universitäres Fach war, um das man streiten konnte und wollte – ein Fach, das in der Öffentlichkeit stand; außerdem ein universitäres ›Massenfach‹, wie man so sagt, das durch die Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern und durch den Schulunterricht tiefgreifend in das kulturelle Leben und das kulturelle Selbstverständnis der Menschen eingriff. Die Germanistik verfügte (und verfügt noch immer) über ein nicht zu unterschätzendes Maß an kultureller Macht.

Zugleich ist seit den 1960er-Jahren immer wieder von der ›Krise der Germanistik‹ die Rede, was nicht unbedingt ein Zeichen eines Bedeutungsverlusts sein muss. Ganz im Gegenteil könnte das Reden über die Krise des Fachs einfach eine Möglichkeit sein, um sich über die zukünftige Entwicklung des Fachs zu verständigen. Das Stichwort der Krise bietet immer wieder einen Anlass, um über den Stellenwert, die Aufgaben und die Ziele der Germanistik zu diskutieren. Seit der Jahrtausendwende scheint es allerdings, wenn wir uns nicht täuschen, um die Germanistik in der Öffentlichkeit etwas ruhiger geworden zu sein. Das hat sicher viele und vielfältige Gründe. Ein großes universitäres Fach ist die Germanistik aber auch weiterhin; und auch weiterhin übt das Fach erheblichen Einfluss aus auf das kulturelle Selbstverständnis, nicht zuletzt durch den Deutschunterricht in den Schulen. Auch um die Mittelaltergermanistik ist es in der Öffentlichkeit etwas ruhiger geworden, aber es ist noch nicht ausgemacht, dass das so bleibt.

Im letzten Kapitel dieses Buchs – und auch davor immer wieder – werden wir darüber nachdenken, welche Rolle die Mittelaltergermanistik in den Universitäten und der Öffentlichkeit in den kommenden Jahren einnehmen sollte. Unsere Überlegungen beruhen nicht nur auf aktuellen Entwicklungen, sondern auch auf der Geschichte der Germa-

nistik seit ihrer Gründung vor rund 200 Jahren. Deshalb werden wir in diesem Buch auch auf das Verhältnis zwischen der Mittelaltergermanistik, den deutschsprachigen Texten des Mittelalters und einer breiteren Öffentlichkeit blicken.

Was nun das aktuelle Verhältnis der Mittelaltergermanistik zu einer breiteren Öffentlichkeit anbelangt, besteht zumindest aufseiten des Fachs eher Unzufriedenheit. Es ist ein oft zu hörendes Lamento der Mittelaltergermanistik – dem wir uns nicht anschließen wollen –, dass kaum jemand außerhalb der Universitäten heutzutage Forschung zum Mittelalter liest, zumindest nicht in Deutschland. Was die Menschen gemeinhin über das Mittelalter wissen, so geht das Lamento weiter, verbreitet sich durch Kinderbücher, Fantasyromane und Fantasyverfilmungen, Mittelaltermärkte, Computerspiele und durch Musik – und auch hier läuft musikalisches Schwermetall den Wagner-Opern den Rang ab. Das populäre Mittelalterbild ist voll von Klischees, sagen die Mittelalterexpert*innen. Würden die Menschen mehr von der Forschung lesen, dann wüssten sie auch mehr über das Mittelalter und dann könnten sie zwischen dem wirklichen Mittelalter und den Klischees unterscheiden.

Das Lamento hilft allerdings kaum weiter und ist längst schon selbst zum Klischee geworden. Dies liegt zum einen an der deutschsprachigen Mittelalterforschung, der ›Mediävistik‹, die selten für ein breiteres Publikum schreibt und die sich von populären Mittelalterbildern eher fernhält. Man schreibt zuallererst für die Kolleg*innen. Das hängt auch damit zusammen, dass man sich ja für eine entferntere Vergangenheit zuständig fühlt und gerade nicht für die Gegenwart – was nicht heißt, dass man nicht im selben Atemzug beklagen kann, dass die Mediävistik in aktuellen gesellschaftlichen Diskussionen keine Rolle spielt. So ist es denn auch kein Wunder, dass es kaum eine Verbindung gibt zwischen der akademischen Mediävistik und einer breiteren Öffentlichkeit. So ziemlich jeder Mittelalterroman findet mehr Leser*innen als das neueste Fachbuch zum soundsovielten Todestag Karls des Großen oder zum soundsovielten Geburtstag von Kaiser Friedrich II., von neuen Büchern zum *Nibelungenlied* und zu Walther von der Vogelweide ganz

zu schweigen. Ausnahmen wie Felicitas Hoppes *Die Nibelungen*³ und Grenzgänger wie Umberto Eco bestätigen die Regel mehr, als sie infrage zu stellen.

Das Lamento der Mediävistinnen und Mediävisten hilft aber auch deshalb kaum weiter, weil es gar keine reine, ungetrübte Vorstellung vom Mittelalter jenseits von Klischees gibt. Die mittelalterlichen Überbleibsel, mit denen wir in unserem täglichen Leben in Kontakt kommen, sind schon lange nicht mehr genuin mittelalterlich, sondern über Jahrhunderte hinweg umgestaltet und an die Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart angepasst worden. Das gilt nicht nur für die bei Touristen beliebten mittelalterlich anmutenden Burgen und Kirchen, sondern auch für Städte wie Frankfurt a.M., wo man vor nicht allzu langer Zeit beschlossen hat, einen Teil der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Altstadt zu rekonstruieren. Und abgesehen von den irgendwie mittelalterlichen Altstädten, Burgen und Kirchen, mit und in denen wir leben, gibt es eben auch den weiten Bereich des populärkulturellen Mittelalters, der uns umgibt und unsere Mittelaltervorstellungen prägt. Das Mittelalter ist nie einfach ein abgeschlossener Zeitraum in der Vergangenheit. Vielmehr gilt, um es mit dem Titel eines lesenswerten Buchs des Mittelalterhistorikers Valentin Groebner zu sagen: »Das Mittelalter hört nicht auf.«⁴

Auf diese Idee eines nie endenden Mittelalters muss und musste man aber erst einmal kommen. Als sich vor rund 200 Jahren langsam ein neues, mittelalterbegeistertes Fach an den Universitäten etablierte, das man nach einigen Jahren als Germanistik bezeichnete, konnte man mit Fug und Recht davon ausgehen, dass das Mittelalter aufgehört hatte – und zwar zum wiederholten Mal, denn schon die Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts hatten das Mittelalter nicht nur erfunden, sondern es auch aufhören lassen. In den Jahren um 1800 war es dann wieder einmal an der Zeit, das Mittelalter zu beenden: Mit den Napoleonischen Kriegen ging eine Neuordnung der deutschsprachigen Länder einher, wurde ein völlig neues Rechtssystem etabliert, wurden im Rahmen

3 Felicitas Hoppe: *Die Nibelungen*.

4 Valentin Groebner: *Das Mittelalter hört nicht auf*.

der Säkularisation Abteien und Klöster aufgelöst, wurde Kirchenbesitz verstaatlicht und begann sich die spezielle Form von Nationalismus zu etablieren, die wir bis heute kennen und die uns bis heute beschäftigt. Und mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs (Deutscher Nation) im Jahr 1806 endete auch ein Herrschaftssystem, dessen Tradition mindestens bis in das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreicht. Am Beginn der Etablierung einer Germanistik als universitäres Fach – als universitäre Disziplin – stand also *ein* Ende jenes Mittelalters, das nicht aufhört.

Dieses Ende aber war zugleich ein neuer Anfang. Die Germanistik des 19. Jahrhunderts nämlich ist zuallererst eine Mittelaltergermanistik. Indem man nach mittelalterlichen Handschriften suchte und Möglichkeiten entwickelte, diese Handschriften im Druck zu präsentieren; indem man Wörterbücher und Grammatiken erstellte, um die Texte der Handschriften lesen zu können; indem man Sprachgeschichte betrieb und Literaturgeschichten schrieb, begann man damit, das Mittelalter neu präsent zu machen, nun eben auch auf wissenschaftliche Art und Weise – wobei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch unklar ist, was es eigentlich heißt, sich wissenschaftlich mit mittelalterlichen Texten zu beschäftigen. Das hängt auch damit zusammen, dass dieser Anfang in eine Zeit fällt, die ihrerseits von einem tiefen Interesse am Mittelalter bewegt war und in Form der Romantik erzählerische Alternativen zu den Bemühungen der sich langsam etablierenden Germanistik bot. Man musste das Mittelalter nicht unbedingt wissenschaftlich aufbereiten, man konnte es auch in Romanform erzählen, so wie es der Schotte Walter Scott seit den 1810er-Jahren vorgemacht hatte.

Am Anfang der Germanistik stand also ein neu erwachtes, romantisches Interesse an einer Zeit, die in den Jahren um 1800 gerade politisch ein Ende fand, dann aber wissenschaftlich und kulturell ein neues Eigenleben entwickelte. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und mit der napoleonischen Neuordnung weiter Teile Europas war das sogenannte Mittelalter, diese wirkmächtige Erfindung der Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts, kulturell neu verfügbar geworden. Es bot der Romantik einen Resonanzraum, um Sehnsüchte und Begehren zu artikulieren und auf eine Vergangenheit

zu projizieren, der als einer nationalen Vergangenheit noch eine große Zukunft bevorstand. Was die Humanisten nicht nur beendet, sondern auch ein erstes Mal erfunden hatten, wurde mit der Romantik ein zweites Mal erfunden.⁵

Die Germanistik, ihr Mittelalter und die Romantik

Aus diesem Anfang – oder besser: aus diesen Anfängen – ergeben sich Folgen, mitunter auch Schwierigkeiten, und von einigen dieser Schwierigkeiten handelt dieses Buch. Wir glauben nämlich, dass manche der anfänglichen Weichenstellungen und einige der Konstellationen im frühen 19. Jahrhundert die Germanistik tiefgreifend geprägt haben – und das Fach schon seit Längerem und auch heute noch vor verschiedene Herausforderungen stellen. Zu diesen Herausforderungen gehören etwa die nationalistische Idee einer auf Sprache gegründeten Kulturnation, die Sehnsucht nach dem Mittelalter als »einem Gegenbild zu einer als disharmonisch erfahrenen Gegenwart«,⁶ die Bevorzugung der Tiefe gegenüber der Oberfläche und die Bevorzugung von Ursprüngen gegenüber Bearbeitungen, der Vorzug der ›Poesie‹ vor den anderen Künsten sowie die Konzentration auf ein romantisches Liebeskonzept

5 Man kann sogar (mit Kathleen Davis: *Periodization and Sovereignty*, S. 9) argumentieren, dass das Mittelalter, so wie wir es heute kennen, überhaupt erst im 18. und 19. Jahrhundert »erfunden« wurde: »Trotz der humanistischen literati, die Petrarca folgten (für den, wie wir uns erinnern sollten, das ›dunkle Zeitalter‹ seine eigene Zeit war), ist das ›Mittelalter‹, wie wir es heute kennen, keine Idee der Renaissance. Es ist eine viel spätere Verdinglichung von Kategorien, die als Mittel zur Legitimierung von Herrschaft und Eroberung entstanden sind.« (»Despite the humanist literati following Petrarch (for whom, we should remember, the ›dark age‹ was his own time), the ›Middle Ages‹ as we know it today is not a Renaissance idea. It is a much later reification of categories that emerged as a means of legitimizing sovereignty and conquest.«) Alle Zitate, die wir der englischsprachigen Forschung entnehmen, haben wir ins Deutsche übersetzt. Das englischsprachige Original findet sich in den Fußnoten.

6 Herbert Uerlings: Einleitung, S. 30.

und auf ›klassische‹ Geschlechterverhältnisse – also auf Geschlechterverhältnisse, wie sie im 19. Jahrhundert galten.

Ein wenig zugespitzt kann man mit Blick auf die Mittelalterforschung vielleicht sogar von einer »Tyrannei der Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts« sprechen, zumindest hat dies der Historiker Matthew Gabriele getan. Die Fragen, die die Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts an das Mittelalter gerichtet habe, so Gabriele, bestimmen noch immer unser Tun, sodass wir geradezu in einer Falle stecken, uns weiterhin in den Texten und Textzusammenhängen bewegen, die damals relevant waren, und deshalb auch weiterhin daran arbeiten, frühere Fragen zu beantworten, um unseren wissenschaftlichen Vorfahren gerecht zu werden.⁷ Und Gabriele hat auch eine Vermutung, was der Grund für dieses beständige Wiederholen älterer Fragen sein könnte. Es könnte mit dem Aufbau und den Strukturen der heutigen Universität zu tun haben:

Wir leben immer noch in Fakultäten, die um die Fragen herum geschaffen wurden, die unsere Vorfahren bewegten; Fakultäten, die in Disziplinen unterteilt sind, die um 1900 sinnvoll waren. Wir wurden innerhalb dieses Zusammenhangs [paradigm] erzogen, leben darin, machen darin Karriere und sorgen für Nachwuchs, der so ist wie wir. Es ist nicht so, als wäre daran etwas falsch. [...] Aber wir sollten zumindest zur Kenntnis nehmen, dass dieser Zusammenhang existiert. Seine Macht und Stärke rührt von unserer stillschweigenden Komplizenschaft her.⁸

7 Matthew Gabriele: *Waging Guerrilla Warfare against the 19th Century*, S. 38: »The problem I want to talk about is the tyranny of nineteenth- and early twentieth-century scholarship. The questions they asked of the period still define our work. We're still trapped, still stuck within their ›textual community‹, trying to answer questions that are inherently teleological, always seeking answers to their end.«

8 »Part of the reason for this disconnect has to do with the shape of the university. We still live in faculties created around the questions that animated our ancestors, subdivided into disciplines that made sense ca. 1900. We're created within this paradigm, live within it, progress, then produce others in our image. Not that there's anything wrong with that. In itself, it's a noble, artisanal pursuit.

Wenn man das so wie Matthew Gabriele formuliert, muss man sich wohl fragen, ob man zu den stillschweigenden Komplizen gehören möchte. Uns ist es lieber, diese Komplizenschaft zu benennen und zu diskutieren.

Jüngere Veränderungen und Neuorientierungen

All diese und weitere Herausforderungen sind innerhalb des Fachs durchaus bekannt und überhaupt sieht die heutige Germanistik ganz anders aus als die frühe Germanistik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Abgesehen von Fächern wie der Skandinavistik und der Anglistik, für deren Gegenstände sich die frühe Germanistik noch zuständig sah, kamen seit der Reichsgründung unter preußischer Führung im Jahr 1871 Professuren für die nachmittelalterliche deutschsprachige Literatur hinzu. Etwa im gleichen Zeitraum wurde die Sprachwissenschaft deutlich selbstständiger und auch eigenständiger – und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich im Rahmen der massiven Ausweitung des Hochschulsystems germanistische Themenbereiche als neue Fächer gegründet und etabliert, beispielsweise die Theater-, Film- und Medienwissenschaft, aber auch Spezialdisziplinen wie die Kinder- und Jugendbuchliteraturwissenschaft.

Gemeinsam mit der Germanistik insgesamt hat sich natürlich auch die Mittelaltergermanistik seit ihren Anfängen beständig verändert und so gab und gibt es vielfältige Neuorientierungen und Umgestaltungen, von denen wir auch noch ausführlicher berichten werden. Dennoch lohnt es sich, den aktuellen Stand des Fachs zu skizzieren, zumal sich die Rahmenbedingungen in den vergangenen Jahren noch einmal immens verändert haben. Nicht ohne Grund diskutiert man in der Bundesrepublik seit einigen Jahren über die koloniale Vergangenheit Deutschlands und also auch über koloniale Straßennamen, über koloniale Bestände in unseren Museen, über eklatante Lücken in unserer Gedenkkultur

But we should, at least, acknowledge the paradigm exists. Its power comes from our tacit complicity.« (Ebd.)

und über das Verhältnis der Bundesrepublik zu ehemaligen deutschen Kolonien. Nicht ohne Grund diskutiert man in der Bundesrepublik und darüber hinaus angesichts eines teilweise vereinten Europas über die zukünftige Bedeutung der Nationalstaaten und über das Funktionieren zunehmend diverser werdender Gesellschaften. All diese Themen betreffen auch die Mittelaltergermanistik, insbesondere wenn man davon ausgeht, dass das Mittelalter nicht aufgehört hat und nicht aufhören wird, sodass die Mittelaltergermanistik immer auch für die Gegenwart zuständig ist, also eine Gegenwartswissenschaft ist.

Postkolonialismus, Postnationalismus und Diversität sind also einige von vielen guten Gründen, um über die veränderten Rahmenbedingungen der Mittelaltergermanistik nachzudenken. Anknüpfen kann und sollte dieses Nachdenken auch an die Interessen, Ideen und Ansprüche der Studierenden. Die an Universitäten recht häufig – zu häufig – zu hörende Klage, dass heutige Studierende dieses und jenes nicht mehr können, beispielsweise lyrische Formen nicht mehr detailliert benennen und beschreiben können oder literarische Texte nicht mehr anhand von stilistischen Figuren analysieren können, von den mangelnden Lateinkenntnissen ganz zu schweigen – diese Klage macht letztlich einfach nur deutlich, dass ältere Interessen und Perspektiven an Relevanz und Autorität verloren haben. Die Studierenden des mittlerweile auch schon wieder recht fortgeschrittenen neuen Jahrhunderts haben offensichtlich andere Fragen und Anforderungen an Texte und Literatur und wollen sich mit einer im späten 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert erfundenen Ästhetisierung von Texten nicht mehr zufriedengeben.⁹ Anstatt die Anforderungen heutiger Studentinnen und Studenten zu negieren, anstatt besser zu wissen, was heutige Studierende wollen und benötigen, bräuchte es ein gemeinsames, gegenseitiges Lernen und den systematischen Auf- und Ausbau einer Lehre, die das, was man früher

9 Einige aufschlussreiche Stationen der Etablierung und Weiterentwicklung der Ästhetik schildert Jacques Rancière. »Ästhetik«, so schreibt Rancière gleich zu Beginn, »ist der Name jener Kategorie, die im Abendland seit zweihundert Jahren das sinnliche Gewebe und die Verständlichkeitsform dessen bezeichnet, was wir ›Kunst‹ nennen«. (Jacques Rancière: *Aisthesis*, S. 11)

(und romantisch) Dichtung genannt hat, nicht nur als eine ästhetische Form versteht, die zu analysieren und zu interpretieren ist, sondern auch als eine ethische Herausforderung in Zeiten von Klimawandel, Artensterben, autoritären Regimen und Kriegen auf europäischem Boden.

Schließlich möchten wir auch gegenüber der breiteren Öffentlichkeit, die die Mittelaltergermanistik ja weitgehend finanziert, darlegen, was aus unserer Sicht der Stand der Dinge ist und in welche Richtung es weitergehen könnte. Universitäre Fächer müssen in der Lage (und willens) sein, detailliert zu erklären und zu rechtfertigen, was sie tun. Für die sogenannten Geisteswissenschaften ist dies heute vielleicht sogar eine wichtigere und drängendere Aufgabe als noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Geisteswissenschaftliche Fächer werden heute nicht mehr quasi automatisch mit einer Autorität ausgestattet, die Nachfragen nach Sinn und Funktion effektiv abblockt und blockiert.

Eine zeitgemäße Mittelaltergermanistik – wie eine zeitgemäße Mediävistik überhaupt – versucht, ein Publikum zu erreichen und zu beteiligen, das so groß und vielfältig ist wie irgendwie möglich. In Zeiten einer intensiven digitalen Vernetzung und einer Ausweitung der Universitäten in vielerlei Hinsicht reicht es nicht mehr aus, mediävistische Forschung nur für einen kleinen Kreis und mit einem kleinen Kreis von Expert*innen zu betreiben. Die universitäre Mittelalterforschung, so meinen wir, muss sich stärker nach außen richten und etablierte Grenzen, etwa zwischen Universität und Öffentlichkeit, müssen durchlässiger werden.¹⁰

Wir, das sind Helge Perplies und Michael R. Ott. Wir möchten uns kurz vorstellen, weil schon diese Vorstellung etwas mit der postromantischen Perspektive zu tun hat, die wir meinen. Die Geisteswissenschaften des deutschsprachigen Raums haben nämlich eine Form der Präsentation entwickelt, die der US-amerikanische Indologe Sheldon Pollock in einem Aufsatz als »Objektivismus« bezeichnet hat.¹¹ Gemeint

10 Aktuelle Positionen der – nicht nur germanistischen – Mittelalterforschung versammelt der Band Wolfram Drews/Matthias Müller/Regina Toepfer: Mediävistik 2021.

11 Sheldon Pollock: *Ex Oriente Nox*, S. 170–172.

ist damit der Anspruch der Wissenschaft, neutral und objektiv zu sein, also keine eigenen Werte und politischen Positionen zu vertreten, sondern wertfrei die Fakten sprechen zu lassen. Deshalb gehört es in der deutschsprachigen Wissenschaft bis heute zum guten Ton, auf das ›Ich‹, das Personalpronomen der ersten Person Singular, möglichst zu verzichten. In der deutschsprachigen Wissenschaft spricht somit eine objektive, körperlose und zeitenthobene Stimme über die objektiven Fakten.

In der jüngeren englischsprachigen Forschung ist dies oft anders. Dort darf man ›ich‹ schreiben und dort kann man zu Beginn eines Buchs erläutern, wer man ist, woher man kommt, warum man sich für ein Thema entschieden hat und warum man glaubt, dass dieses Thema relevant ist. Wissenschaftler*innen haben schließlich Körper, sind schließlich in bestimmten sozialen Zusammenhängen aufgewachsen und nehmen durch die Wahl ihrer Themen Stellung, durchaus auch politisch. Wissenschaft bewegt sich auch dann in einem politischen Raum und innerhalb politischer Positionierungen, wenn man mit dem Anspruch auftritt, radikal unpolitisch zu sein. Der Objektivismus verbirgt einfach nur politische Positionen. Deshalb konnte und kann wissenschaftliche Forschung gerade dadurch politisch sein, dass sie sich als unpolitisch präsentiert.¹²

Was das nun mit der Romantik zu tun hat, ist wohl erst auf den zweiten oder dritten Blick sichtbar. Im Hintergrund des wissenschaftlichen Objektivismus steht nämlich die Idee, dass die historischen Ge- und Begebenheiten in der Lage sind, selbst zu sprechen – und die Wissenschaftler*innen haben die Aufgabe, diese historischen Ge- und Begebenheiten zum Sprechen zu bringen:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.¹³

12 Näheres zu diesen Fragen bei Donna Haraway: *Situiertes Wissen*.

13 Joseph von Eichendorff: *Wünschelruthe*.

So wie bei Eichendorff die Welt zum Sprechen gebracht werden kann, glaubt der Objektivismus, die Tatsachen zum Sprechen zu bringen. Die Wissenschaftler*innen sind, wenn man es so sieht, nur das Sprachrohr der Dinge.

So einfach ist die Sache aber nicht, und zu dem, was wir unter Postromantik verstehen, gehört eine explizite Selbstreflexion, ein ausdrückliches Nachdenken über die eigene Position und die Voraussetzungen des eigenen Denkens und Schreibens. Wir verstehen Postromantik als ein reflexives Konzept, um die romantischen Grundlagen und romantischen Sehnsüchte des Fachs bewusst zu machen und auch, um über die Geschichte des Umgangs mit diesen Grundlagen und Sehnsüchten nachzudenken.

Wer also sind die Autoren dieses Buchs? Helge Perplies kommt aus Bremen und hat dort auch studiert, an einer ehemals linken Reformuniversität. Im Studium hat er plötzlich Themen wiedergefunden, die er aus seiner Lektüre von Fantasy- und Mittelalterromanen kannte, und überrascht festgestellt, dass man sich damit auch beruflich beschäftigen kann. Seine Doktorarbeit hat er noch weiter nördlich, in Greifswald, über Amerikareiseberichte des 16. Jahrhunderts geschrieben – daher stammt sein Interesse am (Post-)Kolonialismus. Später hat er in Heidelberg mit Blick auf das kaputte Schloss Kommentare zu einem Buch über Hexerei geschrieben und im wöchentlichen Austausch über mittelalterliche Themen Michael Ott kennengelernt. Inzwischen arbeitet er nach all der bibliotheksnahen Forschung nun an einer forschungsnahen Bibliothek, nämlich der Universitätsbibliothek Leipzig.

Michael Ott wiederum ist aus dem heimischen Oberfranken zum Studium nach Frankfurt gezogen, wo er im ersten Semester eine ziemlich langweilige Einführung in die Neuere Deutsche Literaturwissenschaft über sich ergehen lassen musste, sodass er sich einfach mal auf das Mittelalter, von dem er keine Ahnung hatte, konzentrierte. Als er dann die Kulturwissenschaften kennenlernte und die Disziplingeschichte, war es um ihn geschehen. Seine Doktorarbeit hat er zum *Faustbuch* geschrieben, einem Buch, das im Jahr 1587 in Frankfurt a.M. erschien und die Grundlage war für die Faustgeschichten der folgenden Jahrhunderte. In Heidelberg hat er dann lernen dürfen, was es

heißt, mit Leuten ganz unterschiedlicher Fächer zusammenzuarbeiten. Neuerdings lehrt er in Bochum, wo es zwar kein romantisches Schloss gibt, aber ein hervorragendes Theater.

Gemeinsam mit Ricarda Wagner haben wir bei der Volkswagen-Stiftung einen Antrag gestellt für ein gemeinsames Projekt. Gesucht wurden Anträge unter dem Stichwort »Originalitätsverdacht?« Neue Optionen für die Geistes- und Kulturwissenschaften« – und tatsächlich hielt die Stiftung unsere Idee für hinreichend originell, um uns den Freiraum zu eröffnen, dieses Buch zu konzipieren und zu schreiben. Dadurch haben wir nun die Möglichkeit, einige Fragen zu stellen und Ideen zu formulieren, die uns schon länger beschäftigen. Diesen Fragen und Ideen einen Titel zu geben, war gar nicht so leicht. Das Etikett »Postromantik« schien uns am besten geeignet, die Themen zu bezeichnen, die wir gerne diskutieren möchten. Ricarda Wagner konnte sich am Projekt dann leider nicht mehr allzu intensiv beteiligen, da sie von der Universität Bern in den Schuldienst gewechselt ist. Das ist ein Verlust für die Leser*innen dieses Buchs, aber ein Gewinn für ihre Schüler*innen.

Dieses Buch schreiben also zwei Germanisten, Mittelaltergermanisten, um genauer zu sein – und sie denken über ihr Fach und dessen romantische Prägung nach. Eine solche romantische Prägung gibt es noch immer, wie wir meinen, auch wenn sich die Mittelaltergermanistik seit ihren Anfängen auf vielfältige Art und Weise gewandelt hat. Neuerdings versteht sich die Mittelaltergermanistik sogar immer mehr als Teil einer größeren mediävistischen Fächerfamilie. Deshalb wird heutzutage gerne die Bezeichnung »Germanistische Mediävistik« gebraucht, die ältere Bezeichnungen wie »Altgermanistik« oder »Ältere Deutsche Philologie« wohl weitgehend abgelöst hat. Wer sich als »germanistische Mediävistin« oder »germanistischer Mediävist« bezeichnet, setzt nicht die Germanistik als Fach zentral, sondern eben die mediävistischen Fächer und Fachteile, etwa innerhalb der Geschichtswissenschaft, Romanistik, Anglistik, Latinistik, Kunstgeschichte, Archäologie und so weiter. Diese noch recht junge sprachliche Möglichkeit, von der auch wir Gebrauch machen, ist Ausdruck von Verschiebungen innerhalb des disziplinären Systems, dessen Grundstruktur im frühen 19. Jahrhundert eingerichtet

wurde. Das disziplinäre System, wie wir es heute kennen, ist nämlich ein romantisches; es ist aber nicht gesagt, dass dieses disziplinäre System für immer so bleiben wird, wie es einst im 19. Jahrhundert installiert wurde.

Ansätze zu einer radikalen Umformung der Mittelaltergermanistik gab es schon Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre, als es laute Forderungen und sehr ernstgemeinte Versuche gegeben hat, die Germanistische Mediävistik abzuschaffen. Argumente für eine Abschaffung sind leicht zur Hand und versierte Vertreter*innen des Fachs dürften in der Lage sein, die wichtigsten Argumente für eine Abschaffung gut und überzeugend zu kontern. Deutschsprachige Literatur des Mittelalters ist heute weder interessant noch relevant, könnte etwa jemand sagen, und wir könnten mit Beispielen für das Wiederaufgreifen mittelalterlicher Stoffe kontern, Beispielen also für die moderne Rezeption mittelalterlicher Literatur. Deutschsprachige Literatur des Mittelalters wird in den Schulen nicht mehr gelehrt, ließe sich einwenden, worauf wir kluge Entwürfe für Schulstunden zu mittelalterlichen Heldenepen und Romanen vorzeigen könnten. Mittelaltergermanistische Forschung richtet sich fast ausschließlich an ein Fachpublikum und ist selbst für eine größere akademische Öffentlichkeit (von einer breiteren Öffentlichkeit ganz zu schweigen) weitgehend unverständlich, könnte jemand anmerken, nur um dann von uns zu hören, dass das in anderen Fächern, den Naturwissenschaften zumal, ja auch nicht anders sei. Das Mittelalter ist lange vorbei, könnte man einwenden, und wir würden vielleicht mit dem Argument reagieren, dass das Mittelalter in Stadtbildern, Büchern und Filmen sehr präsent und also modern sei. Dieses Spiel aus Einwand und Antwort ließe sich einige Zeit spielen; mit solch einfachen, kritischen Nachfragen (und den routinierten Antworten) kommt man aber letztlich wohl nicht besonders weit.

Solche Verteidigungen der Mittelaltergermanistik machen aus Sicht der Vertreter*innen des Fachs – und also auch aus unserer Sicht – natürlich Sinn, will sich doch schließlich niemand sagen lassen, dass das eigene Tun nutzlos und gesellschaftlich nicht zu gebrauchen sei. Solche Gespräche finden jedoch aus einer Haltung von Angriff und Abwehr statt und auch deshalb führen solche Diskussionen oft kaum weiter. Für

diejenigen, die an der Nützlichkeit der Mittelaltergermanistik zweifeln, mag es vielleicht sogar interessanter sein, die Vertreter*innen des Fachs nach deren Selbstkritik zu fragen: Was läuft denn schlecht in der Germanistischen Mediävistik? Was könnte, was müsste man besser machen? Gesetzt den Fall, dass das Gegenüber sich auf derartige Fragen einlässt, könnte sich ein spannendes Gespräch ergeben.

Was könnten wir dann auf solche Fragen antworten? »Nun ja«, könnten wir sagen, »es gibt zwar durchaus Beispiele für die Rezeption mittelalterlicher Literatur; Beispiele, für die sich die Mittelaltergermanistik durchaus auch interessiert, aber eigentlich müssten wir uns mit einem weiten Bereich an aktuellen Formen der Beschäftigung mit dem Mittelalter auseinandersetzen, also auch mit Mittelaltermärkten, Computerspielen, Filmen. Und wir müssten auch die populäre Vorstellung von ›dem Mittelalter‹ wirklich ernst nehmen und zwar nicht nur, um zu sagen, dass diese oder jene Vorstellung falsch sei. Und ja klar«, könnten wir dann noch sagen, »die deutschsprachige Literatur des Mittelalters ist in Schulbüchern schon seit Jahrzehnten kaum mehr präsent, oft sogar überhaupt nicht mehr präsent – und dieses Problem lässt sich auch nicht so ohne Weiteres lösen. Zwar können wir an den Universitäten einzelne Lehrmaterialien und Unterrichtskonzepte entwickeln – aber nur im kleineren Rahmen und in der Regel weniger professionell als die großen Schulbuchverlage. Möglicherweise müssten wir sowieso einmal ganz grundsätzlich darüber nachdenken, wie ein sinnvoller Unterricht aussähe, in dem mittelalterliche Literatur eine relevante und plausible Rolle spielen würde! Und sicher«, könnten wir sagen, »heute liest kaum mehr jemand mittelalterliche Literatur, obwohl seit den 1960er Jahren zahlreiche deutschsprachige Texte des Mittelalters in das heutige Deutsch übertragen wurden. Vielleicht sind diese Übertragungen aber auch nicht das Richtige für ein breiteres Publikum, denn in der Regel steht die Übertragung ins heutige Deutsch neben den mittelalterlichen Texten, um die Lektüre des Originals zu unterstützen, statt als eigenständige Übersetzung gelesen zu werden. Für die separate Lektüre sind solche Übertragungen eigentlich nicht gedacht, sodass wir im Prinzip andere Übertragungen – richtige Übersetzungen – bräuchten. Und klar«, könnten wir erklären, »die

Doktorarbeiten und die allermeisten Bücher, die von Mediävist*innen geschrieben und veröffentlicht werden, sind gar nicht für eine breitere Öffentlichkeit gedacht, sondern für die Kolleginnen und Kollegen. Und es ist zwar richtig, dass ›das Mittelalter‹ in vielerlei Hinsicht und in vielen Medien heutzutage präsent ist – aber das ist natürlich nicht das Mittelalter der Mediävist*innen, sondern das ist populärkulturelles Mittelalter. Und klar, wir können zu wichtigen gegenwärtigen Fragen zwar oft eine historische Perspektive bieten – aber wir sind nun einmal nicht für die Gegenwart zuständig, sondern für die Vergangenheit. Und wenn man das umstellen wollte, müsste man sich ganz grundsätzlich überlegen, was eine mediävistische Gegenwartswissenschaft überhaupt sein könnte.«

So könnten wir in einer selbstkritischen Rolle klingen, und andere Mittelaltergermanist*innen könnten uns mit ihren Beobachtungen und Argumenten beistehen. Im Rahmen einer solchen selbstkritischen Befragung würden dann sicherlich noch weitere Themen zur Sprache kommen. Die zu geringe Diversität derjenigen beispielsweise, die das Fach vertreten; oder die Umstellung auf die Bachelor- und Masterstudiengänge im Rahmen der europaweiten Bolognaform aus dem Jahr 1999 – eine Umstellung, die an deutschen Universitäten vieles in Bewegung und einiges in Unordnung gebracht hat, über die aber immer seltener offen gesprochen wird.

Auch wenn die konkreten Argumente und Beobachtungen je nach Person sicherlich ganz unterschiedlich wären, scheint uns eine solche eher selbstkritische Befragung hilfreich und sinnvoll zu sein, wenn es darum geht, die Beziehung zwischen der Mittelaltergermanistik, der mittelalterlichen Literatur und einer breiteren Öffentlichkeit zu diskutieren. Dementsprechend werden wir in diesem Buch selbstkritisch mit unserem Fach umgehen, wo uns Selbstkritik angebracht zu sein scheint. Gleichzeitig werden wir auf viele Ideen, Ansätze und Entwicklungen zurückgreifen, die innerhalb und außerhalb der Mittelaltergermanistik entwickelt und präsentiert wurden. Unser Blick wird sich dabei insbesondere auf den englischsprachigen Raum richten. Dies nicht nur aus Gründen der Sprachkenntnis – das Englische liegt uns mehr als beispielsweise das Französische –, sondern auch, weil sich die eng-

lischsprachigen Mediävistiken in den vergangenen rund dreißig Jahren als besonders innovativ erwiesen haben, wenn es darum geht, neue Themen zu erschließen, gesellschaftliche Entwicklungen aufzugreifen und Bücher zu schreiben, die nicht nur für ein engeres Fachpublikum interessant sind. Das alles mag damit zu tun haben, dass sich die Mittelalterwissenschaften im englischsprachigen Raum schon früher dazu gezwungen sahen, ihre eigene Relevanz zu beweisen, um sich als universitäres Fach zu behaupten. Es könnte aber auch sein, dass wegen der schieren Größe des englischsprachigen Raums neuere Themen und Theorien schneller zirkulieren als im vergleichsweise kleinen deutschsprachigen Raum.

Wir werden also in diesem Buch immer wieder auf englischsprachige Bücher und Aufsätze zurückgreifen, halten den Blick ansonsten aber möglichst fest auf die Mittelaltergermanistik gerichtet. Die Suche nach postromantischen Perspektiven bietet dabei Ansatzpunkte, um aus vielen Ideen, Ansätzen und Beobachtungen – aus Stückwerk – etwas Ganzes zu machen. Außerdem erlaubt uns das Konzept der Postromantik, Blicke zurück *und* nach vorne zu werfen, also die Geschichte der Disziplin zu erkunden, ihre Gegenwart und ihre möglichen Zukünfte.

Überblick über dieses Buch

Im Folgenden werden wir uns zunächst dem weiten und wichtigen Bereich der Mittelalterrezeption zuwenden, wobei man heute (zu Recht) oft lieber von ›Mediävalismen‹ spricht, also von einem weiten Bereich an Formen des heutigen Umgangs mit dem Mittelalter. Dabei gehen wir insbesondere den Fragen nach, welche Rolle den Mittelaltergermanist*innen im Zusammenhang mit diesen Mediävalismen zukommt und warum es in der Wissenschaft häufig so verpönt ist, sich mit Ritterromanen, Fantasyserien und Mittelaltermärkten zu beschäftigen – oder noch schlimmer: sie zu mögen. Anschließend werden wir uns ein wenig in die Geschichte der Germanistik vertiefen und zwar anhand der Frage, ob man mittelalterliche Erzählungen übersetzen darf. Es wird sich zeigen, dass sich die Antworten auf diese Frage über die Zeit

hinweg verändert haben, dass es bis heute aber nur wenige eigenständig lesbare Übersetzungen deutschsprachiger Erzählungen des Mittelalters gibt. Danach, im fünften Kapitel, fragen wir uns, ob man als Mittelaltergermanist*in mittelalterliche Romane eigentlich unbedingt gut finden muss und ob man sich wirklich mit den Protagonisten – seltener auch Protagonistinnen – identifizieren will. Auf dieses Kapitel folgen einige Überlegungen zu der Frage, warum es in der Mittelalterforschung mehr unterschiedliche Stimmen braucht und wie sich diese Stimmen Räume verschaffen können. Dabei geht es auch um Korrektive gegen die Homogenität von Kollegien an deutschen Universitäten und die Hürden im wissenschaftlichen Verlagswesen. Im letzten Kapitel widmen wir uns der mittelaltergermanistischen Lehre an den Universitäten, einem Thema, das mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm oft zuteil wird, wie wir meinen.

Bevor wir jedoch beginnen, möchten wir noch über einige Begriffe sprechen. Nicht nur, weil diese Begriffe schwierig und wichtig sind, sondern auch, weil wir für Leser*innen verständlich sein möchten, die mit der Mittelaltergermanistik bisher wenig oder gar nichts zu tun hatten. Das geht schon mit dem Begriff des Mittelalters los, den wir bisher recht unbefangen verwendet haben. Der Begriff, der mithilft, die (westliche) Geschichte in Antike, ein mittleres Alter sowie in Neuzeit und Moderne zu unterteilen, ist nicht nur eine wirkmächtige und eher abwertende Erfindung aus der Zeit des Humanismus, der Begriff bringt zahlreiche Probleme mit sich, die sich nicht ohne Weiteres lösen lassen. Man könnte dafür plädieren, den Begriff aufzugeben, aber Plädoyers helfen in der Regel bei Begriffen und Konzepten kaum weiter, die kulturell tief verankert sind. Besser und effektiver ist es vielleicht, den Begriff ein wenig zu verschieben, ihn ein wenig aus seiner gewöhnlichen und gewohnten Position zu rücken, um zumindest kleine Momente der Irritation zu erzeugen. Dabei kann es hilfreich sein, sich an Begriffen anderer Sprachen zu orientieren. Das Englische etwa hat einen Plural, spricht von ›Middle Ages‹, also von *den* Mittelaltern, nicht von *dem* Mittelalter. Das löst nicht das Problem, dass rund 1000 Jahre als ein Block in die Mitte der Zeit gesetzt werden – aber immerhin sorgt die Formulierung für etwas mehr Pluralität und Vielfalt. Wie auch Valentin

Groebner bemerkt hat: »Das Mittelalter, in der Einzahl, ist keine allzu brauchbare Bezeichnung.« Für Groebner liegt das Problem allerdings nicht *nur* in der Einzahl begründet: »Die Bezeichnung ›Mittelalter‹ wird heute längst nicht mehr als sachlicher Begriff für einen Zeitabschnitt verwendet, sondern ist von der Geschichte seiner eigenen Rezeption sozusagen überwuchert worden.« Das Konzept ›Mittelalter‹ umfasst also nicht nur die erwähnten rund 1000 Jahre, sondern auch die anschließenden rund 500 Jahre des Nachdenkens darüber: »Mittelalter ist keine Epoche, sondern eine Über-Kategorie, ein Erzählmodus, der verspricht, extrem Heterogenes fiktiv zu überwölben und mythisch zu verorten – man könnte auch sagen: einzutopfen.«¹⁴ Mithilfe des aus dem Englischen entlehnten Plurals wollen wir versuchen, diesem Problem zu begegnen und zugleich durch den ungewohnten Plural den Leserhythmus zu stören. Deshalb reden wir in diesem Buch häufig von *den* Mittelaltern, gerade weil es irritiert.

Ein paar weitere Hinweise sind wichtig, zumindest für diejenigen, die nicht knietief in der Germanistik stecken und die nicht mit Wolfram von Eschenbach per Du sind. Deutschsprachige Texte, die bis heute erhalten geblieben sind, gibt es etwa seit der Mitte des 8. Jahrhunderts. Diese frühen Texte zählt man sprachgeschichtlich zur Phase des ›Althochdeutschen‹ beziehungsweise ›Altniederdeutschen‹ (in der Forschung gerne auch ›Altsächsisch‹ genannt). Diese etwas sperrigen Begriffe bestehen aus drei Teilen. Der letzte Teil (›deutsch‹) verweist auf das Gebiet, in dem (zumindest auch) Deutsch gesprochen wird, eine Sprache, die zur Gruppe der germanischen Sprachen gerechnet wird (im Unterschied zum Beispiel zu den romanischen oder slawischen Sprachen). Der zweite Teil des sperrigen Begriffs (›hoch‹/›nieder‹) bezieht sich auf den höher liegenden beziehungsweise niedriger liegenden Teil des deutschsprachigen Gebiets. Im Süden wird (grob gesagt) Hochdeutsch gesprochen, im Norden Niederdeutsch. Der erste Teil des Begriffs (›alt‹) gibt schließlich die sprachliche Epoche an. Eingebürgert haben sich in der Forschung Abschnitte, die jeweils etwa 300 Jahre dauern, beginnend mit den ältesten bis heute erhaltenen

14 Valentin Groebner: *Arme Ritter*, S. 335f.

Texten. Das Althochdeutsche reicht dann etwa von 750 bis 1050, das Mittelhochdeutsche von 1050 bis 1350, das Frühneuhochdeutsche von 1350 bis 1650 – und etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts spricht man im gesamten deutschsprachigen Raum Neuhochdeutsch (zumindest sprechen das dann in aller Regel auch diejenigen, die noch fließend Platt, also Niederdeutsch, sprechen können; diese Leute sind dann also quasi zweisprachig).

In diesem Buch wird besonders häufig von mittelhochdeutschen Texten die Rede sein. Auch daran ist die Romantik nicht ganz unschuldig, denn einige der Texte, die in der Zeit um das Jahr 1200 entstanden sind, entsprechen in hohem Maß den ästhetischen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts. Anders gesagt: Mit dem *Parzival* eines Wolfram von Eschenbach, mit dem *Erec* eines Hartmann von Aue sowie nicht zuletzt mit dem *Nibelungenlied* konnte man im 19. Jahrhundert einigermaßen etwas anfangen. Viele andere Texte der Zeit von 750 bis 1500 waren aber nur für die Germanisten relevant (wobei auch die Germanisten manche Texte eher pflichtschuldig herausgegeben und diskutiert haben; schließlich tun preußische Professoren, was zu tun ist, unabhängig davon, ob sie daran Spaß haben).

Im Zentrum dieses Buchs steht das, was wir bisher Mittelaltergermanistik genannt haben. Der Begriff ist kompakt, einigermaßen handlich und vermutlich auch recht anschaulich. Zugleich handelt es sich, das hatten wir bereits gesagt, um einen relativ jungen Begriff, der durchaus Teil des Problems ist, denn die Mittelalter reichen natürlich weit über den deutschsprachigen Raum hinaus. Andere etablierte Begriffe wie ›Ältere Deutsche Philologie‹ oder ›Ältere Deutsche Literaturwissenschaft‹ bringen ihre eigenen Probleme mit und taugen auch nicht für eine postromantische Lösung. Der etwas kompliziertere Begriff der ›Germanistischen Mediävistik‹ ist ein wenig besser, weil er anzeigt, dass es Leute gibt, die sich aus germanistischer Perspektive mit den Mittelaltern beschäftigen – so wie es eben auch Leute gibt, die andere Perspektiven einnehmen, etwa die Mittellateiner*innen oder die Leute aus der anglistischen Mediävistik. Auch der Begriff der Germanistischen Mediävistik geht allerdings noch von einer Disziplin aus, nämlich der Germanistik, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts etabliert wurde – und

ein Denken in Disziplinen ruft bei Postromantiker*innen Stirnrunzeln hervor. Brauchen wir wirklich, so könnte man fragen, auch heute noch an den Universitäten eindeutige und unverrückbare disziplinäre Zuordnungen, die vor zweihundert Jahren mal für sinnvoll befunden wurden?

Von der Germanistik auszugehen, ist nicht nur schwierig, weil es die Mittelalter auch außerhalb des deutschsprachigen Raums gibt, sondern auch, weil es *den* deutschsprachigen Raum in der Zeit von 500 bis 1500 unserer Zeitrechnung noch gar nicht gab. Was es in – grob gesagt – Mitteleuropa gab, sind Dialekte, mehrsprachige Räume an allen Ecken und Enden, das Lateinische als Gelehrten- und Verkehrssprache sowie das Jiddische. Die Vorstellung, dass es einen einigermaßen homogenen deutschsprachigen Raum gegeben habe, für den die Mittelaltergermanistik zuständig wäre, ist aus postromantischer Sicht nicht haltbar.

Solche und weitere Probleme sind manchmal vielleicht aus der Entfernung leichter zu erkennen. Wir werden in diesem Buch immer wieder auf jüngere englischsprachige Forschung eingehen, weil wir von dieser Forschung viel gelernt haben und weil vor allem in der US-amerikanischen Forschung manches anders funktioniert und anders läuft als in der Bundesrepublik. Außerdem hat sich in den letzten Jahrzehnten gezeigt, dass die akademischen Diskussionen des englischsprachigen Raums mit einigen Jahren Verzögerung oft auch den deutschsprachigen Raum erreichen. Vielleicht können wir dazu beitragen, den Prozess hier und da ein wenig zu beschleunigen.

Damit sind wir nun hoffentlich ausreichend vorbereitet und können gleich mit einem Thema beginnen, das Konfliktpotenzial hat und das wie wenige andere Themen für eine postromantische Neuordnung der Mittelaltergermanistik steht; eine Neuordnung, mit der schon begonnen wurde, für die es aber ganz erhebliche Hindernisse gibt. Wir sprechen von dem, was im Englischen ›medievalism‹ genannt wird – und dazu zählt ein weiter Bereich der Beschäftigung mit dem Mittelalter und der Aneignung des Mittelalters, etwa in Form von Mittelaltermärkten und inszenierten Ritterturnieren. Dass man sich für derartigen Quatsch nicht zu interessieren habe, war lange Zeit akademischer Konsens. Dieser Konsens beginnt zu bröckeln.

